

Der neue Adam [Schluss]

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Bettina Flied. Nachdruck verboten

Schluß

Sie war atemlos und schluchzte. Schmerz und Schrecken und das Fiasko ihrer Liebe mischten sich in ihre abgehackten Worte.

«Er hat mich fortgejagt, alles ist aus. Er wird alles zerstören, alles töten. In Holland gibt es schon Tote.»

Flécheyre zog die Uhr. Jacquelines Aufregung zwang ihn zur Ruhe. Er sah entschlossen im Kursbuch nach.

«Wir können noch den Schnellzug erreichen. Ja, in Brüssel, um halb vier. Von da ist der Zug zu langsam. Ich werde nach Brüssel telegraphieren, damit uns eine starke Limousine am Bahnhof erwartet. Es wird dann nicht mehr so heiß sein. Wir werden rasch fahren können.»

«Der Kleine bleibt hier», sagte Jacqueline und hob ihr von Tränen überströmtes Gesicht. «Verzeihen Sie, Meister, bis jetzt hatte ich nicht geweint...»

Er strich ihr sanft über die Haare und flüsterte: «Was soll ich Marie sagen?»

«Hervé ist krank, er braucht Sie. Und das ist wahr, Meister», fügte Jacqueline lebhaft hinzu. «Ich glaube, er ist nahe daran, verrückt zu werden!»

Sie fanden Marie über das Bettchen gebeugt. Als sie den Kopf hob, begegneten beide ihrem traurigen Blick, der etwas zu ahnen schien.

«Du verreist? Ich habe schon deine Handtasche vorbereitet», seufzte sie.

Im Vorzimmer wartete reglos Vézelize.

«Du hattest recht», sagte Flécheyre, als er ihm die Hand drückte.

Auf dem Treppenabsatz nahm der Arzt Marie in seine Arme, drückte sie an sich, als könnte er sich nicht von ihr trennen.

Sie bat: «Komm bald wieder! Pflege dich!»

Niemals später vergaß sie den Blick, in dem seine ganze Liebe lag.

Der Bahnhof. Die Menge. Der Waggon. Die Abfahrt. Vézelines Gesicht, das sich in der Menge verliert. Die Reise. Sie saßen sich schweigend gegenüber. Zwischen ihnen stand die Angst wie eine stumme Gefährtin.

«Wir können um 10 Uhr abends in Haarlem sein... wenn das Auto gut fährt», sagte plötzlich Flécheyre.

Er dachte nicht weiter. Wie würde er Silenrioux zurückhalten, wie ihn bekämpfen?

Er wich dieser Perspektive aus. Lebte nur in der Unruhe des Augenblicks.

«Schneller, schneller. Wir fahren nicht schnell genug...»

Der Schnellzug brauste durch die schwarze Landschaft, an dürren Telegraphenstangen vorbei. Flécheyre schien es, als jagten die Jahre, seit dem Auftauchen des Pithekanthropos in seinem Laboratorium, genau so bis in die Schreckensstunde, die er vorausahnte, heute nacht in der Einsamkeit der Dünen. Wird er zur Zeit kommen? Die wenigen Minuten Aufenthalt auf den Stationen trieben ihm den Angschweiß auf die Stirn.

«Bist du sicher, daß sie im Dünenturm sein werden und nicht im Laboratorium in Haarlem?»

Dies waren die einzigen Worte, die er während der Fahrt von Mons nach Brüssel sprach.

«Ganz sicher!»

In Brüssel stiegen sie in die Limousine. Und Flécheyre war etwas erleichtert, als er feststellen konnte, daß das Auto seine achtzig Kilometer in der Stunde machte. Die Luft war reiner, es wehte ein frischer Wind. Sie fuhren durch die Dörfer, vor den Türen atmeten die Bewohner die frische Luft ein und prüften ängstlich den Himmel. Das verbrannte Gras hatte die Farbe einer Strohmatten.

Der Norden Belgiens, die üppigen Wiesen schienen wie nach einem Dampfbad. Die versengten Blätter fielen von den Bäumen. Alle Gärten waren verblüht und boten einen trostlosen Anblick. Hinter der Grenze glichen die holländischen Wiesen unendlichen Strohflecken — kein Grün war weit und breit zu sehen.

«Morgen», stöhnte Jacqueline, «morgen, wenn wir zu spät kommen...»

«Dann werden die Menschen daran glauben müssen», sagte Flécheyre erschauernd. Aber sogleich fügte er hinzu: «Wir werden zur Zeit da sein.»

Sie hatten längst den Haag passiert. Die Sonne war sehr rot untergegangen, und die purpurfarbenen Kanäle, die den Himmel widerspiegelten, schienen wie offene Adern der Erde. Die Abenddämmerung erlosch. Jetzt fuhren sie durch die schwere, dunkle Nacht. Dann glühten am Horizont die Lichter von Haarlem auf.

Durch die schlummernde Stadt ging's weiter und, ohne anzuhalten, an Silenrioux' Villa vorbei, wo kein Lichtstrahl die geschlossenen Fensterläden durchdrang. Die Fassade des Laboratoriums hob sich kaum von den dunklen Fichten ab.

«Sie sehen, es ist niemand da», murmelte Jacqueline.

Ein Lichtschein stieg auf wie ein Stern über dem welligen, fahlen Dünenmeer. Stieg höher und höher. Sie konnten nun ein erleuchtetes Fenster unterscheiden.

Da warf sich Jacqueline zitternd an Flécheyres Brust.

«Küssen Sie mich, Meister», flüsterte sie.

Sie sahen die dunkle Masse des Turms, der sich am Himmel abzeichnete. Aus dem Laboratorium daneben kam ein merkwürdiges, gedämpftes Licht, abgeschwächt durch die undurchsichtigen Fenster.

Am Fuße der Dünen stiegen sie aus. Flécheyre fertigte den Chauffeur ab, und sie gingen den Fußweg zum Vorplatz hinauf.

Sie sprachen nicht, dämpften das Geräusch ihrer Schritte. Vor dem erleuchteten Fenster blieben sie

stehen. Sie sahen aber nur eine Scheibe, die schwache Strahlen durchließ.

Flécheyre erkannte die Tür, auf deren Schwelle er eines Tages Mirbel bemerkt hatte. Hart drückte er die Klinke herunter. Aber die Tür war verschlossen. Da klopfte er. Und Jacqueline schrie, so laut sie konnte: «Öffne mir, Hervé!»

Der Türflügel wurde geöffnet. Starkes Licht blendete sie. Silenrioux' Gesicht war so bleich und überirdisch, daß er das Licht zu überstrahlen schien.

«Du! du bist es!» schrie er seine Frau an.

Hinter ihr bemerkte er Flécheyre.

«Tretet ein!» sagte er hart. «Eine Viertelstunde später hättet ihr den Tod in den Dünen gefunden. Warum seid ihr denn gekommen? Wozu?» fragte er ungeduldig.

Flécheyre schloß die Tür hinter sich, kam einen Schritt näher. Er kämpfte gegen das blendende Licht. Sie standen sich gegenüber: stumm, schrecklich.

«Wozu?» wiederholte Silenrioux achselzuckend. Und: «Uebrigens ist es ja gleichgültig!»

Flécheyre war von der übernatürlichen Erregung dieses Gesichtes ergriffen: die weit aufgerissenen Augen schossen grüne Blitze. Die Stirn schien größer, weil die nervöse Hand die Haare zurückstrich. Und Flécheyre las auf diesem Antlitz den entfesselten Gedanken, der das ganze Wesen beherrschte, den Verstand bedrohte, alles Menschliche in ihm tötete. Gewaltsam riß er seinen Blick los, heftete ihn auf die Gegenstände ringsum und versuchte sich die ungewöhnliche Helligkeit zu erklären, die von den Wänden und der Decke strahlte und über die dunklen Silhouetten einer regungslosen Männergruppe flutete. Mauern, Decke, Tür waren mit derselben Substanz überzogen, die den beiden Fenstern und der in der Mittelwand des Turms befindlichen quadratischen Öffnung als Scheiben diente.

Flécheyre dachte: Ich komme rechtzeitig.

Und halblaut: «Hervé!»

Silenrioux begann mit einer fieberhaften Hast zu sprechen.

«Sie werden die Nacht hier verbringen müssen, Meister, und du auch, Jacqueline. Bis morgen früh darf niemand durch die Dünen.»

«Hervé, unser Vertrag!»

«Ich habe ihn gehalten.»

«Du spielst mit Menschenleben», sagte Flécheyre.

«Dein Experiment bringt Tod über Unschuldige. Hervé, du wirst dieses Experiment nicht ausführen!»

Flécheyre fühlte den visionären Blick auf sich gerichtet. Silenrioux wandte sich an Mirbel und befahl: «Mirbel, den Kontakt!»

«Nein!» schrie Flécheyre und warf sich zwischen die beiden. «Warte noch! Was willst du tun, Unseliger!»

«Ich werde es Ihnen sagen, Meister. Mirbel, den Kontakt!» — Mirbel gehorchte, beugte sich über den Tisch, streckte die Hand nach einem Griff aus.

«Warte! Silenrioux, höre! Höre mich an!»

»Morgen, wenn ich wissen werde!»

«Im Namen dessen, was dir teuer ist, im Namen deines Sohnes!»

Und wieder die unerbittliche Stimme: «Ich bin über alle Gefühle erhaben. Verlangen Sie nichts. Ich habe nur eine einzige Sehnsucht jetzt: Wissen! Und ich werde wissen! Und Sie wollen mich zurückhalten! Mirbel, den Kontakt!»

Silenrioux zog seine Uhr und befahl:

«Aufgepaßt, bist du bereit?»

«Ja, Meister!»

Silenrioux hatte Flécheyre beim Arm gepackt, um ihn zurückzuhalten. Man hörte ein kurzes Knipsen. Mirbel richtete sich auf. Schweigen, vom keuchenden Atem der Männer und Jacquelines Schluchzen unterbrochen.

«Sie wollen wissen, was ich tue, Meister!» ertönte plötzlich Silenrioux' scharfe Stimme. «Das ist

(Fortsetzung Seite 584)

In der nächsten
Nummer beginnt unser
neuer Roman

Die Heilige aus den Zelten

von

Otto Fuchs-Talab

Er berichtet in fesselnder
Form von dem Schicksal
eines Beduinen-Mädchens, das
in die ihm fremde
europäische Zivilisation
gerät

Fortsetzung von Seite 579)

sehr einfach. Sehen Sie hierher, beobachten Sie eine Weile. Diese schützende Materie ist nicht durchsichtig genug für das harmlose Licht. Das muß noch verbessert werden!»

Es schien Fléchéyre, als hätte ihn seine ganze Willenskraft verlassen — nun, da das Unwiderrufliche geschehen war. Mechanisch gehorchte er und näherte sich der hermetisch geschlossenen Öffnung, die einen Blick ins Innere des Turms gewährte.

«Sehen Sie? Sehen Sie? wiederholte Silenrioux. Der Widerschein der Öffnung erleuchtete spärlich den runden, leeren Saal; nur die aufblitzenden elektrischen Funken durchbrachen das Halbdunkel. Der Doktor erkannte auf dem Steinisch ein Stück glühendes, von Blitzen durchzucktes Mineral, das wie eine lebendige Materie zitterte.

«Sehen Sie, wie sich das Hyperuranium zersetzt? Seine Strahlen werden die inneratomische Zersetzung einer Ladung von Blei hervorrufen, die am Ufer, zwei Kilometer von hier, niedergelegt ist.

Nach meiner Berechnung werden sie in drei Minuten aktiv sein. Aber fürchten Sie nichts, Meister! Diese Substanz, die uns umgibt, isoliert uns von den schädlichen Strahlen, die das Blei bei der Explosion projiziert. Es wird uns nur etwas warm werden. Aber die Strahlen und das tödliche Helium werden draußen bleiben.»

Wiederum Schweigen. Hervé hält den Chronometer in der Hand. Sein Gesicht drückt nur noch leidenschaftliche Erwartung aus.

Fléchéyres Gedanken klammern sich an ein Wort: «Am Meeresufer . . . es wird keine Opfer geben!»

Er betrachtet die unbeweglichen jungen Männer, die ihren Atem zurückhalten. Einer von ihnen, neben Mirbel, ist ihm bekannt. Ach ja! Wahrscheinlich Dubreuil. Übrigens, was liegt daran. Wie lange eine Minute dauert . . .

Im selben Augenblick wird das Schweigen durch eine ferne, schreckliche Explosion zerrissen. Ein erschütternder Donnerschlag, der rollt, andauert, schwächer wird, aufhört und sich plötzlich wiederholt.

«Hörst du, Mirbel?» bricht Silenrioux triumphierend aus, «die zweite Explosion, dreißig Sekunden später. Der Erfolg, der vollkommene Erfolg!»

Er bricht ab, horcht von neuem.

Eine durch Entfernung gedämpfte Detonation beantwortet seinen Siegesgeschrei; dann eine schwächere, wie ein abnehmendes Echo. Und noch eine, und wieder eine!

Es war, als ob aus der Dünenwüste tragische Stimmen aufstiegen, einander folgten, erstarben, wieder begannen.

«Begreifen Sie, Meister, begreifen Sie? Meine Hyperuraniumwellen, verbunden mit denen des Bleis, die sich soeben ausgelöst haben, besitzen genügend Energie, um ein entlegenes Depot zur Explosion zu bringen, und das ermöglicht eine weitere Bleierzersetzung. Ueberall, auf ihrer Bahn, erzeugen sie schnelle Verbrennung; sie suchen das Blei in Häusern, Fabriken, auf Schiffen; bis ihre Anfangsenergie zu sehr geschwächt ist, um von den Wellen des Bleis belebt zu werden. Wie viele Minuten wird es dauern? Das soll das Experiment dieser Nacht ergeben.»

Silenrioux' Gesicht war von solcher Freude verklärt, daß Fléchéyre es nicht wiedererkannte.

«Aber ich weiß jetzt, Meister, ich weiß, daß die Macht, über die ich verfüge, unbegrenzt ist. Nach einiger Zeit werde ich Wellen erzielen, die aktiv genug sind, um das Blei auf fünfzig Kilometer in der Runde zu zersetzen, und ihre ständig erneute und verzehnfachte Kraft wird maßlos sein. Ich werde die Verbrennungen von Ort zu Ort vermehren. Mein Wille wird, auf dem Feuerwege, alle Entfernungen überwinden. Ja, wenn ich will, werde ich die Welt mit einem Flammenkreis umgeben. Und das ist nicht alles, Meister! Ich sehe, ich sehe, wie alle Körper sich nach und nach zersetzen. Alle Körper, verstehen Sie! Dann werde ich, wenn's mir gefällt, die Erde sprengen können wie eine Seifenblase!»

Fléchéyre war erstarrt und ließ kein Auge von seinem Schüler, auf dessen Gesicht Genie und Wahnsinn miteinander kämpften; blitzartig zuckte es in dem von der Kraft des Gedankens verzerrten Gesicht. Welch gräßliche, schwindelerregende Bilder schwebten vor diesen aus den Höhlen getretenen Augen?

«Keine Angst, Meister! Ich will es noch nicht! Bevor ich den Erdball sprengte, werden wir nach dem Mars reisen! Ach, aus diesem geschlossenen Zimmer, aus der irdischen Atmosphäre entfliehen! Von Planet zu Planet reisen, und wenn einer erforscht ist, ihn verlassen wie ein Hotel, das einem nicht mehr gefällt! Wenn man bedenkt, daß seit dreißigtausend Jahren die Menschen die Gestirne betrachten, ohne daran zu denken, daß man ihnen näher kommen kann!»

Ja, ein Verrückter, tausendmal gefährlicher als alle Verrückten der Welt, von rasender Intelligenz, die ihm unbekanntes Waffen in die Hand gibt, gefährlicher als alle Geißeln, die er hatte zerstören wollen, ein Irrer, dessen fixe Idee war: wissen um jeden Preis!

«Begreifen Sie, Meister, die Tragweite des Experiments, das sich heute nacht vollzieht? Sehen Sie, so sehen Sie doch!»

Seine Hände wiesen gebieterisch auf die Fenster. Die an das Halbdunkel gewöhnten Augen errieten jetzt die schwarze, von Blitzen durchzuckte Unendlichkeit, der phosphoreszierenden Fichten, die welligen Dünen. Und die ganze Landschaft, die man erkennen konnte, schien wie verhext mit ihren beleuchteten Bäumen, den zuckenden Blitzen, der Finsternis, wo der Tod tobte. Von Zeit zu Zeit eine kurze Rote am Horizont, eine schwache Detonation. Schwüle Hitze erfüllte den Raum, nahm den Atem, bedeckte die bleichen Gesichter mit Schweiß.

Alle schwielen und horchten auf die ferneren Explosionen, die Mirbel, über den Tisch gebeugt, sorgfältig nach der Zeitangabe des Chronometers notierte.

Plötzlich richtete sich Fléchéyre auf, als kehre sein Bewußtsein wieder. Er erwachte aus dem hypnotischen Zustand, in den ihn der Wahnsinnsblick seines Schülers versetzt hatte. Ein Wort Hervés brauste ihm in den Ohren.

«Das Blei in den Häusern!» stammelte er. «Also sind es Häuser, Dörfer, die in die Luft gesprengt werden, Städte? Haarlem!»

Er sah Silenrioux' Geste. Hörte seine ruhige Stimme:

«Einige Dörfer an der Küste. Beruhigen Sie sich, Meister! Haarlem riskiert nichts. Haarlem liegt in einer Zone, in der die Wellen sich durch Interferenz neutralisieren. Haarlem wäre gefährdet, wenn wir hier explodierten. Und das wird nicht geschehen!»

Mit der Klarheit einer Photographie erschienen die aufgehäuften Toten vor Fléchéyres entsetzten Augen. Tote und wieder Tote, auf den Ruinen holländischer Dörfer, Tote in Reih und Glied wie jene von Douceville und Puybronde. Und das war nur der Anfang. Er sah eine endlose Totenkette über die ganze Erde. Dies Ungeheuer, das er geschaffen hatte, das die Menschen bedrohte, mußte er es nicht beseitigen?

Und Fléchéyre erinnerte sich, daß er unter seinem Mantel einen glatten kalten Gegenstand in der fiebrigen Hand verbarg, den Revolver, den ihm Vézélise gegeben hatte. Ein kurzer Lichtschein blendete ihn. Das war das Signal: Silenrioux beseitigen. Schon näherte er sich seinem Schüler, automatisch, die Waffe in den verkrampften Fingern, mit verzweifelter Entschluß. Doch plötzlich glaubte er, René's bleiches Gesicht im Todeskrampf zu sehen.

Nein, er konnte nicht. Er wußte wohl, daß es unmöglich war. Silenrioux töten, der fast sein Sohn war!

Fléchéyres Arm fiel herab, seine Hand öffnete sich, der Revolver fiel mit hartem Klang auf die Fliesen.

Silenrioux drehte sich um, sah den Gegenstand und brach in herbes Lachen aus.

«Nein, das ist unmöglich, Meister, nicht wahr! Ihr Werk, der Sohn Ihres Geistes! Oder vielmehr Ihr Opfer.» fügte er hinzu, indem er sich dem Doktor näherte und ihn mit durchbohrendem Blick ansah. «Ihr Opfer, Meister! Haben Sie mich nicht zum ewigen Suchen verdammt, mich wehrlos meinem beschleunigten Gehirn ausgeliefert? Haben Sie nicht selbst diese Höllenkraft in mir entfesselt? Ist es nicht Ihre Schuld, wenn mich nichts von alledem befriedigt, was anderen Menschen genügt: Geld, Ruhm, Freundschaft, Liebe. Ach, Liebe . . . die nur ein Moment sein kann in meinem Leben, eine kurze Station ohne morgen, Liebe . . .»

Die Stimme versagte ihm. Doch er beherrschte sich und fuhr schnell fort:

«Ich klage Sie nicht an, Doktor! Ihr Werk verdiente solche Opfer. Aber fühlen Sie nicht, daß Sie

Zeuge des größten Phänomens sind, das je die Welt erlebt hat!»

Er beugte sich über die Öffnung. Seine starren Augen schienen durch das transparente Viereck die furchtbare, zerstörende Macht zu erfassen, die auf den dunklen Feldern ihr Werk trieb.

«Ja,» murmelte Fléchéyre, «ja, du hast recht. Ich habe die Rechte des Menschen überschritten!»

Grenzenlose Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er sah Jacquelines mutlosen Blick auf sich gerichtet und wandte sich ab.

Wirre Gedanken wirbelten in ihm: Silenrioux' Vorwürfe, Jacquelines Unglück, das Gefühl seiner Ohnmacht, die sterbenden Dörfer. Nur eine einzige Perspektive blieb ihm: diesem Irren, der ihn verhöhnte, entfliehen, vergessen, in die dunkle Einöde fliehen, an deren tödliche Gefahr er nicht mehr dachte, in der Dunkelheit verschwinden.

Mit einer unvorsichtigen Geste warf er sich gegen die Tür, öffnete sie. Stickiger Dunst drang ein. Schon stürzten zwei Männer herbei, kräftige Arme stießen die Tür zu, verriegelten sie: Jacqueline sah, wie Hervé sich plötzlich umdrehte, leichenblaß, mit weit aufgerissenen Augen:

«Der Revolver!» schrie er, «das Blei, die Kugeln!»

Er stürzte auf Jacqueline zu, schloß sie in seine Arme. Auf dem Boden bebte die Waffe. Funken sprühten. Ein Blitzstrahl durchzuckte den Raum.

Dann — eine furchtbare Explosion: die Wand klafft, der Boden schwankt, stürzt ein . . . Der Himmel erscheint plötzlich über dem abgerissenen Dache. Eine Riesenflamme steigt zu den Sternen empor.

*

«Sie hatte mir ihr Kind anvertraut,» murmelte Marie in tiefer Trauer. «Ja, vor ihrer Abreise, eine Vorahnung. Aber nach diesem Schlag, ich glaube, ich lebe nicht mehr lange, Vézélise.»

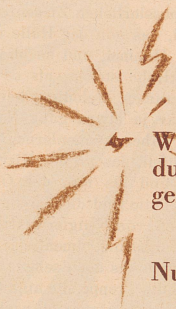
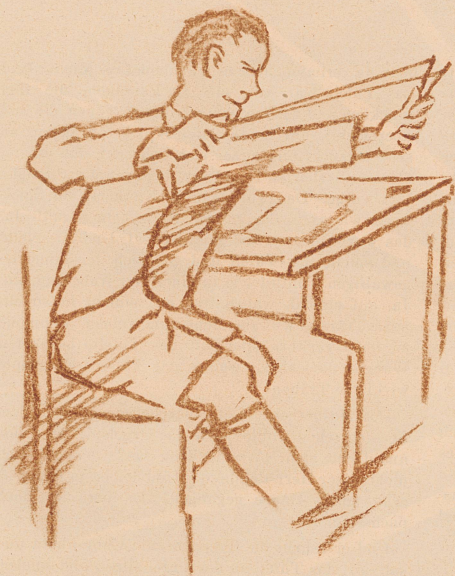
Vézélise sah, wie abgezehrt sie war, wie blutleer ihre Haut; sie stützte sich auf die Lehne ihres Sessels mit so müder Bewegung, daß er kein Wort des Trostes fand.

In Fléchéyres verlassenem Kabinett lagen Haufen von Zeitungen. Sie verkündeten das tragische Ende des Dr. Fléchéyre, einer Leuchte der französischen Wissenschaft, und des jungen Erfinders des transportablen drahtlosen Telephons. Beide waren als Märtyrer der Wissenschaft bei der Explosion eines Laboratoriums ums Leben gekommen. Die Zeitungen brachten das Bild des Gelehrten und des jungen Physikers. Diese Lobreden folgten den langen Berichten über das unbegreifliche Gewitter, das über der holländischen Küste niedergegangen war, über den Blitz, der in allen Häusern von dreißig Dörfern eingeschlagen hatte, über die fast gänzlich zerstörte Stadt Haarlem, über die in die Luft gesprengten Schiffe bei Zandvoort, eine meteorologische Katastrophe von solchem Ausmaß, wie man sie ähnlich nicht erlebt hatte.

Auf den phantastischen Gedanken, daß ein einzelner Mensch, der der wissenschaftlich-technischen Erkenntnis um Jahrhunderte vorausgeilt, diese titanischen Wirkungen erzielen könnte, kam niemand. Man interviewte Geologen und Meteorologen. Aber gerade sie suchten, ihren ganzen Einstellung nach, das Geschehene rein kosmisch zu erklären. Die Annahme einer persönlichen Wirkung hätten sie als Rückfall in den Teufels- und Hexenwahn des Mittelalters aufgefaßt. Und so kam es, daß schließlich der Aberglaube des schlichten Mannes der Wahrheit am nächsten kam. Bauern und Kleinbürger, die diese verschiedenen Katastrophen unmittelbar miterlebt hatten, erzählten ihren Kindern und Enkeln noch lange das Märchen von dem Zauberer Silenrioux und seiner faustischen Höllenfahrt.

Einige Journalisten diskutierten endlos, um festzustellen, ob die Explosion des Laboratoriums durch den Blitz verursacht wurde, wie alle Explosionen in jener Nacht, oder ob es sich um eine unvorsichtige chemische Verbindung handelte. Die Frage schien unlösbar, da kein Zeuge mehr am Leben war.

Vézélise wagte nicht zu sprechen. Er kehrte von Haarlem zurück, wo er ersetzten Menschenmengen begegnet war, die eine Unterkunft suchten. Silenrioux' Villa war nur noch ein Steinhaufen unter vielen anderen . . . Vézélise hatte sich auf die Ruinen des Turmes begeben, hatte selbst die Trümmer durchsucht, hatte Westenknöpfe von Fléchéyre, Jacquelines Hutnadel, einen in Gold gefaßten Smaragd und einige verkohlte Knochen gefunden. Er



zuerst noch leises Kichern, dann wars still im Saal — —. Wissen Sie noch, wie dann der Lehrer fluchend und tobend durchs Zimmer rannte, und wie dann die Buben zusammengehalten haben, damit es nicht ans Licht kam.

Ja, so ein Gummiband — — !

Auch wir haben diese Eigenschaft des Gummibandes zu Nutze gezogen.

Dachten Sie noch nie daran, wie angenehm es wäre, wenn Ihre Unterhose einen elastischen Gurt hätte?

Sie tragen Ihre Unterhosen an den Hosenträgern. Passen die Henkel immer an den Platz der Knöpfe? Und im Sommer, wenn Sie statt der Hosenträger einen Gurt tragen, wo befestigen Sie dann Ihre Unterhose?

„NOBELT“

Nobelst heisst der ideale, elastische Gurt der Herrenunterhose in Tricot. Nobelst hält Ihre Unterhose stets in der richtigen Lage, ohne Aufhängen an Knöpfen. Nobelst kann gewaschen, gekocht und geplättet werden, ohne seine Elastizität zu verlieren.



Perfecta
NOBELT

Alleinfabrikanten:

TRICOTFABRIK NABHOLZ A.-G., SCHÖNENWERD

ausgestellt an der Weekend- und Sommersport-Ausstellung Zürich, Stand Nr. 64

(Fortsetzung von Seite 584)

wagte nicht Marie zu gestehen, daß die Särge so wenig bargen ...

Vézélise hatte nachdenklich die Aussagen der Dienstboten mit angehört, die in jener Nacht von ihrem Herrn nach Amsterdam geschickt wurden. Sie sprachen vom Turm in den Dünen mit wirrem Entsetzen. Sie meinten, das Feuer wäre vom Himmel gefallen, um Silenrioux' geheimnisvolle Arbeit zu zerstören.

Er sammelte die Aussagen der Geflüchteten. Kam an Haufen menschlicher Ueberreste vorbei, die man aus den Trümmern hervorgezogen hatte.

Was konnte er Marie erzählen?

«Armes Kindchen», murmelte sie. «Dr. de Jarverne sagt, es sei erblich belastet.»

Vézélise bewunderte diese Frau, die in ihrem Schmerz um den Verlust ihres teuren Lebensgefährten noch Mitleid mit der Waise aufbrachte. Sie beugte sich über das auf dem Sofa schlummernde Kind. Es schien ihr das Opfer einer Katastrophe, die sie ahnte, ohne zu begreifen.

«Sie werden diese Vererbung korrigieren!» sagte Vézélise beherrscht, mit vertrauensvollem Lächeln.

Und dies Vertrauen war wie ein Lichtstrahl für die gebrochene Frau.

«Wir werden einen normalen, nützlichen Menschen aus ihm machen, nicht wahr, gnädige Frau? Erlauben Sie mir, Ihnen bei dieser Aufgabe zu helfen. Wenn Sie wollen, werde ich sein Vormund sein.»

Und sehr leise fuhr er fort: «Die guten Kräfte setzen sich durch. Wir fühlen sie ringsum, und sie verlassen uns niemals.»

Sie sahen sich ernst in die Augen. Und Vézélises Blick, die inbrünstige Sicherheit seines Tones, waren ein Trost für Marie. Der Tote, den sie beweinte, hatte sie nicht ganz verlassen, da er sie mit der Liebe seiner Schütler umgab.

Sie würde seinem Andenken leben und sich der Aufgabe widmen, die er ihr hinterließ.

«Er hat Sie sehr lieb gehabt, Vézélise», sagte sie leise.

Dann wies sie auf das Kind und sagte: «Ich werde meine Pflicht tun, haben Sie Dank.»

Und wortlos, von verschiedenartigen Gedanken bewegt, beugten sich beide über den Sohn von Silenrioux.

ENDE

Das verwandelte Tüfeli

VON MAX HAYEK

Eines Nachmittags saß der Orgelspieler der Stadtkirche an seinem Instrument und versuchte ein Präludium, das er am Sonntag zum Gottesdienst spielen wollte. Es war eigentlich mehr eine freie Phantasie, was er da tönen ließ, ein frommer Gesang seiner gläubigen Seele, und weil der Orgelspieler ein wirklicher Künstler war, einer von denen, in deren Herz das Feuer Gottes brannte, so gelangen ihm, indem er spielte, ganz wundersame, innige Paraphrasen, die wie auf Engelschwingen gen Himmel stiegen und dort oben mit der zartesten Seelenkraft anpochten.

Zur gleichen Zeit, als der Orgelspieler seine feierliche Stunde erlebte, ging draußen an der Kirche ein Tüfeli vorüber. Ein hübsches, schwarzes Tüfeli mit feurigen Augen und einer scharfen, spitzen Nase, mit artigen Hörnlein und possierlichen Ziegenfüßen. Es war ein junges Tüfeli, das von der Hölle noch so wenig wußte wie vom Himmel, und so blieb es an der Mauer der Stadtkirche stehen, als es von drinnen her die wundersamen Melodien herausfluten hörte. Ah, das war ja etwas ganz Neues! Derlei mußte man doch näher kennenlernen! So etwa dachte das junge Tüfeli, das an der Kirchenmauer lauschend stand, und als nun der Orgelspieler sein Spiel beendet hatte und die Kirche verließ, da schlüpfte das Tüfeli, von Neugier getrieben, in das Gotteshaus. Das Zauberinstrument, das dort drinnen erklungen war, wollte es doch sehen, wenn nicht gar spielen! Es fand die Treppe, die aufs Chor führte, sprang flugs hinan und setzte sich nach der Art von Menschenkindern schlankweg an die Tasten. Und seine kralligen Pfötlein versuchten das Ding zum Klingen zu bringen.

Nun, es war nicht gerade himmlische Musik, was

man da vernahm, aber es war immerhin Musik. Und das Tüfeli war von einigen Passagen, die ihm glückten, und von einigen gehaltenen Tönen, die ihm übermächtig durch das Tüfeli-Seelchen brausten, so sehr entzückt und außer sich gebracht, daß es von diesem unerhörten Instrument überhaupt nicht mehr fort wollte. Das war denn doch einmal ein Spielzeug, wie es in der ganzen Hölle keines gab! Ja, das war einmal etwas ganz Neues! Und so spielte und spielte das Tüfeli und gab sich der himmelsgewaltigen Tonflut wie in einer Art Anbetung hin. Ja, auf einmal, wahrhaftig, auf einmal liefen ein paar Tränen, wie sie Menschen weinen, wenn sie zu tiefst gerührt sind, an des Tüfelis behaarten Wangen nieder! Es weinte, das Tüfeli! Es weinte wirkliche Tränen!

Der Mesner, der in der Kirche gerade nach dem Rechten sehen wollte, hörte das Orgelspiel am Chor und dachte sich: «Was ist denn das? So spielt doch nicht unser Herr Reinhold? Und der ist ja übrigens schon nach Hause gegangen! Da muß ich doch nachsehen!»

Und er schritt die Treppen zum Chor hinan und sah dort das Tüfeli an der Orgel sitzen und spielen. «Heilige Maria, Mutter Gottes! Heiliger Herr Jesus — steh mir bei!» — das waren seine Worte. Er bekreuzte sich ein paarmal und stürzte zum Pfarrer, der gerade mit dem Herrn Kooperator ein Kartenspielchen übte.

«Ein Tüfeli sitzt am Chor, Herr Pfarrer, ein wirkliches, kohlrabenschwarzes Tüfeli sitzt am Chor in der Kirche drinnen und spielt die Orgel!» — das keuchte der Mesner.

Der Pfarrer stand auf, der Kooperator nahm ein

LAURENS

1. Fr.

ED. LAURENS
SALAMBO

Zögern Sie nicht...
es ist eine "LAURENS"

Suggestive Schaufenster-Ausstellung einer neuen leichten Cigarette, die sich zunehmender Beliebtheit erfreut



Aufgeklärte Frauen

kennen die Gefahren, welche unzulängliche intime Körperhygiene im Gefolge hat. Eine ganze Kette körperlicher und seelischer Nöte können durch unzweckmäßige Pflege entstehen, Schönheit, Jugend und Anmut zerstören. - Deshalb ist die Wahl des Mittels zur intimen Hygiene für jede Frau von größter Wichtigkeit. Tausende von Frauen verwenden seit Jahren das auf Grund wissenschaftlicher Arbeit hergestellte

Bidetol

In Apotheken, Drogereien, Sanitätsgeschäften
1 Flasche ... Fr. 4.50
1/2 Flasche ... Fr. 2.50

Flüssiges, duftendes Kosmetikum mit hoher Desinfektionskraft, das die feinsten Hautgewebe nicht angreift, unangenehme Gerüche aber vernichtet. Durch „Bidetol“ kann jede Frau mit wenig Geld und Zeit ihrem Körper die beste Pflege angeeignet lassen. Wohlthuende Reinheit und Frische der „Bidetol“-Pflege steigern Lebensfreude und Lebenserfolg.

Gratismuster durch: Bidetol-Depot, Zürich, Talacker 45